

Endlich Ekstase

Der aufregendste Beethoven seit Jahren: Das Bayerische Staatsorchester unter Constantinos Carydis in München

Vom Münchener Kammerorchester einmal abgesehen verkaufen uns die Münchner Luxusklangkörper Beethoven als Warmduscher. Dabei ist ein stürmisches „Allegro con brio“ das Lieblingstempo des klassischen Symphonikers. Und für Begriffsstutzige hat Beethoven bisweilen über jeder Note die Abkürzung für „Sforzato“ geschrieben, was heißt, dass die ohnehin schon wilde Musik nicht milde und abgeklärt, sondern knackig, deutlich und nötigenfalls mit Ingrimmiert werden sollte.

Wo die meisten Kapellmeister Beethoven herunterdämpfen, dreht Constantinos Carydis auf. Er verordnete dem Publikum zum Auftakt der Festwoche zum Doppelgeburtstag des Nationaltheaters ein heftiges Wechselbad aus kochend und eiskalt. Hin und wieder bestand zwar die Gefahr der Verbrüfung, aber aufregender war die viel gespielte Siebte in München lange nicht mehr zu hören. Wir wagen sogar den Superlativ: noch nie!

Carydis hat sich eine sehr individuelle Sichtweise zurechtgelegt, die undogmatisch Einsichten der historisch informierten Spielweise aufgreift. Bei Mozarts „Figaro“ vor einem Jahr im Nationaltheater und der neuen „Zauberflöte“ bei den Salzburger Festspielen wirkte das ein wenig überdreht. Bei Beethoven kommt diese Sichtweise einschließlich der sehr geschwinden Tempi zu sich, und das sehr wenig spielende Staatsorchester war mit vollem Ernst dabei. Carydis kann offenbar auch Musiker von seiner Deutung überzeugen, die sonst eher auf einen verbindlichen Klang setzen.

Denn das Staatsorchester spielte für seine Verhältnisse bläserbetont bis zur gelegentlichen Knalligkeit, etwa bei den schneidenden Trompeten in den beiden Finalsätzen. Aber bei Beethoven passt das. Schon im Kopfsatz stürmte eine napoleonische Revolutionsarmee über das Podium des Nationaltheaters. Im Allegretto sorgte ein sanft dosiertes Vibrato der Streicher für Wärme.

Musik-Liebäugeleien mit Kino und Pop

Dann setzte eine weitere Steigerung ein. Carydis inszenierte als Zeremonienmeister der Ekstase einen steten Wechsel aus Ruhe, Ballung und Entladung, bis er, gegen Ende, wild gestikulierend, in den Rausch selbst hineingezogen wirkte, obwohl er ihn bis zu den herausplatzen Schlussakkorden kontrollierte. Das Publikum reagierte mit Bravos und Getrampel.

Von der ersten Hälfte des Konzerts waren die Gewinner der Kartenverlosung weniger angetan. Johannes Dengler spielte das Hornkonzert Nr. 2 von Richard Strauss zwar kantabel und elegant. Aber das Stück bleibt in seiner Verweigerung aller vordergründigen Effekte etwas für Liebhaber und Kenner.

Seltsamerweise kamen auch die „Drei Märchenbilder aus der Schneekönigin“ von Hans Abrahamsen nicht besonders gut an. Eine sonore Englischhorn-Kantilene geht unmerklich in eine dramatische Ballung über, um dann in der hohen Lage der Flöten wieder zu entschwinden.

Es ist Neue Musik, die angstfrei mit Pop und Kino liebäugelt und Lust auf die komplette Oper macht, die nach der Uraufführung in Kopenhagen voraussichtlich im Dezember 2019 nach München kommt. Das könnte spannend werden. Aber mindestens genauso aufregend wäre es, wenn Carydis so schnell als möglich mit Beethoven zurückkehren würde. **Dr. Robert Braummüller**

Wieder heute und morgen, 20 Uhr, im Nationaltheater, Restkarten an der Abendkasse

„Arsen und Spitzenhäubchen“ eröffnet die Spielzeit am Landestheater in Landshut

Von Philipp Seidel

Es sind zwei ganz reizende ältere Damen, zweifellos. Die Brewster-Ladies haben es sich in ihrer geerbten Villa sehr behaglich eingerichtet. Und sie helfen älteren Herren aus ihrer Einsamkeit – indem sie sie mit vergiftetem Holunderwein umbringen. Sie meinen es wirklich nur gut und sind sich keiner Schuld bewusst. Schließlich richten sie für jeden Toten im Keller eine anständige Trauerfeier aus.

Diese Aufrichtigkeit glaubt man Abby und Martha Brewster durchaus. Antonia Reidel und – wirklich wundervoll tantenhaft – Paula-Maria Kirschner spielen dieses eigentümliche Alte-Damen-Duo in Joseph Kesselrings Komödien-Klassiker „Arsen und Spitzenhäubchen“, mit dem am Freitag in Landshut die Spielzeit am Landestheater eröffnet wurde. Deren Zusammenspiel ist immer dann besonders hübsch, wenn sie sich mädchenhaft-neckisch die Hand reichen.

Regisseurin Sarah Kohrs und Ausstatterin Ursula Beutler haben die Tanten in ein Strick-Wohnzimmer gesetzt. Gardinen, Teekanne, Telefon – alles gestrickt oder eingestrickt. Diese an sich sehr schöne Idee als Bild für die Betulichkeit im Hause wird durch eine etwas plakative, wie durch ein Vergrößerungsglas betrachtete Strick-Fototapete irritierend gebrochen, die wie ein Fremdkörper an der Wand wirkt. Flächendeckend und einheitlich hätte das Ganze jedenfalls noch besser gewirkt.

Dass sich der Abend dann ziemlich zieht, liegt zu einem am Stück

Mehr Schwung, mehr Pfiff, bitte!

selbst: Es ist langsam erzählt, alles wird sehr ausführlich verhandelt. Da sind vor allem die Geschichten der drei Neffen: der verrückte Bruder Teddy (Reinhard Peer), der sich für US-Präsident Theodore Roosevelt hält und im Keller die Schleusen für den Panama-Kanal graben will. Immer wieder verschwindet er säbelschwingend, „Attacke!“ rufend und türknallend in seinem Zimmer. Das nutzt sich allerdings recht bald ab.

„Pötz Blitz!“, der Franz ganz heiter?

Mit einer unterhaltsamen Schubertiade eröffnen die Landshuter Freunde der Musik die Saison

Als die Männer im Wirtshaus noch gemeinsam sangen, die Hochzeiter ihren Braten noch im Walde wilderten ... – Längst vergangene Zeiten also, die das erste Konzert der Freunde der Musik im Landshuter Rathausprunksaal wiedererweckte. Zeiten, in denen bei sogenannten „Schubertiaden“ im Hause der Familie Sonnleithner Schubert und sein Sänger Vogel neue Lieder vorstellten, als die Männergesangsvereine Anfang des 19. Jahrhunderts aus dem Boden schossen.

Männerquartette für solch traute Runde und andere mehrstimmige Lieder Franz Schuberts hatte der Bass-Bariton und Leiter etlicher Schubertiaden Robert Holl mit Kollegen – teils Ehemalige seiner Meisterschüler – zu einer Schubertiade unter dem Motto „Der fröhliche Franz“ zusammengestellt. Außer Holl sangen Daniel Johannsen und Jan Petryka (Tenor), Georg Klimbacher (Bariton), Barbara Hölzl (Alt) und Carolin Jestaedt (Sopran), am Klavier saß Andreas Fröschl.

Holl kennt seinen Schubert, weiß zu jedem Lied etwas aus dem Nähkästchen zu plaudern. So wird es ein unterhaltsamer Abend auf stimmlich sehr hohem Niveau – und



Umgezogen für die Trauerfeier: Abby (Antonia Reidel, links) und Martha Brewster (Paula-Maria Kirschner) Foto: Peter Litvai

Teddys Bruder, Mortimer (Julian Niedermeier), aus dessen Perspektive die Handlung erzählt wird, muss versuchen, seine Verlobte Elaine (Ella Schulz) bei Laune zu halten und gleichzeitig seine Tanten von weiteren Morden und vom Erwischt-Werden abzuhalten. Und der dritte Bruder, der Ganove Jonathan (mit großartiger Frankenstein-Maske: Joachim Vollrath), bringt neben seinem plastischen Chirurgen Dr. Einstein (Ensemble-Neuzugang Julian Ricker) eine weitere Leiche ins Haus.

Es beginnt ein Spiel mit den unterschiedlichen Wissensständen der Beteiligten. Und es ist natürlich sehr schön anzuschauen, wie Mortimer und Jonathan in seltener Eintracht versuchen, von der Leiche in der Truhe abzulenken.

Ein paar Straffungen im Text und einige Überraschungen mehr auf der Bühne wären aber schön gewesen. Ansätze gibt es durchaus: Immer wieder wird wegen Teddys Kel-

ler-Bauarbeiten Panama erwähnt – und dann, Janosch lässt grüßen, mal ein schwarz-gelbes Tigerententuch gezücht. Und die erste Garderobe der beiden Brewster-Damen – die eine oben grün und unten beige, die andere oben beige und unten grün – ist auch ein hübscher Blickfang.

Sonst ist das Stück aus dem Jahr 1941 einfach zu absehbar. Und vor allem die Nebenfiguren sind etwas unstimmig. Mortimers Verlobte Elaine kann sich nicht recht entscheiden, ob sie eher eine verhuschte Pfarrerstochter oder doch eine selbstbewusste junge Frau sein will. Und Stefan Sieh als Polizist O'Hara poltert in seinem ersten Auftritt rabaukenhaft ins Wohnzimmer der Tanten – und benimmt sich beim nächsten Besuch ganz normal. Eine Begründung für das eine oder andere Phänomen erhält der Zuschauer nicht.

Julian Niedermeier spielt den Mortimer in tausend Nöten mit viel

Energie. Seine Figur ist die einzige normale in der sonst mal offen, mal heimlich sehr verhaltensauffälligen Familie. Er fällt allerdings als Mittzwanziger auch altersmäßig ziemlich aus dem Brüder-Trio heraus.

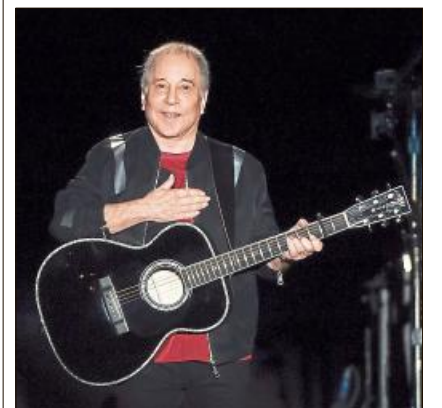
Zur Atmosphäre beigetragen hat am Freitag – freilich ungeplant – das Wetter: Bei einem von Jonathans stets bedrohlichen Auftritten zerterte der Wind effektiv am Dach des Theaterzelts und untermalte die Szene wirkstark.

So ganz wollten Stück und Publikum bei der Premiere nicht zueinanderfinden, laut gelacht wurde erstaunlich selten. Das mag sich mit den nächsten Aufführungen ändern.

■ Nächste Vorstellungen in Landshut am 30. September und 14. Oktober (16 Uhr) und am 26. und 27. Oktober (19.30 Uhr). Premiere in Straubing ist am Dienstag, 25. September, um 19.30 Uhr, eine zweite Vorstellung am 2. Oktober um 19.30 Uhr

Paul Simon gibt sein Abschiedskonzert

(dpa) Nach mehr als einem halben Jahrhundert im Musikgeschäft hat US-Popsänger Paul Simon (76) in der Nacht zum Sonntag vor tausenden Menschen in New York ein Abschiedskonzert gegeben. „Das bedeutet mir mehr, als ihr wisst“, sagte Simon beim letzten Applaus, nachdem er rund drei Stunden lang eine Auswahl seiner größten Hits wie „The Sound Of Silence“, „Bridge Over Troubled Water“ oder „50 Ways To Leave Your Lover“ gespielt hatte. Die seit langem ausverkaufte Veranstaltung fand im Flushing Meadows Corona Park statt. Simon gehört zu den erfolgreichsten Sängern und Songschreibern der vergangenen Jahrzehnte.



Abschied von der Bühne: Paul Simon Foto: Evan Agostini/Invision/AP/dpa

Ein Lob der weinseligen Geselligkeit

mit einem ganz „fröhlichen Franz“. Der unglücklich liebende Wanderer der „Winterreise“ bleibt an diesem Abend vor der Tür.

Mit reinem Klang stimmt das gemischte Quartett zur ergebenen Deutung des schlicht gesetzten Liedes „Des Tages Weihe“ an. Für Goethes Gedicht „Im Gegenwärtigen Ver-

gangenes“ wendet Schubert gleich wesentlich mehr satztechnische Raffinesse auf. Man hört wunderbar, wie sich die kanonisch geführten Stimmen kunstvoll umschlingen, quasi als Abbild der Geselligkeit, die Goethe im Gedicht preist.

Gar als Verfasser äußerst humorvoll komponierter Musiksatiren beweist Schubert sein Talent in „Die Advokaten“. Lustvoll schlüpfen wohl deklamierend die beiden Tenöre in die „Talare“ zweier Winkeladvokaten, die einen streitlustigen Bauern gnadenlos schröpfen. Den singt Holl, dessen dunkle Färbung der Vokale leicht das Textverständnis mindert. Solche Spezies soll es heute noch geben, ebenso wie auch

heute noch oft die dörfliche Idylle wie in Schuberts „Das Dörfchen“ verklärt wird.

Fröschl am Klavier ist ein verlässlicher und dezent agierender „Begleiter“. Dabei geht der Klavierpart bei Schubert weit über die reine Begleitfunktion hinaus. So ist die musikalische Szene „Der Hochzeitsbraten“ im Grunde ein Quartett für drei Stimmen und Klavier. Fröschl schildert am Klavier die Jagd auf den Hochzeitsbraten in spe zwar parallel zu der der Hochzeiter, doch ganz unabhängig. Braut ist die ausdrucksstarke Jesstaedt, Bräutigam der wohl artikulierende Petryka. Zeitgleich empört sich zudem noch Holl als Jäger über die Wilderer: „Pötz Blitz“. Köstlich, wie Schubert scheinbar völlig Separates hier verbindet!

Hölzls ausgewogene Altstimme kommt im „Gebet“ schön zur Geltung, eines jener Lieder, die nur im historischen Kontext, hier der napoleonischen Kriege, zu verstehen sind. Und natürlich dürfen an einem solchen Abend Loblieder auf die weinselige Geselligkeit nicht fehlen. „Geh ein jeder heim“, heißt es im letzten Lied. Doch das dauert, denn ohne Zugabe kommen die Sänger nicht weg. **Eberhard Iro**